

Professionelle Soziale Arbeit und soziale Gerechtigkeit: Notizen zum Verhältnis von Professionellen und Laien

Rauschenbach, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rauschenbach, T. (1994). Professionelle Soziale Arbeit und soziale Gerechtigkeit: Notizen zum Verhältnis von Professionellen und Laien. In *Soziale Gerechtigkeit - Lebensbewältigung in der Konkurrenzgesellschaft: Verhandlungen des 1. Bundeskongresses Soziale Arbeit* (S. 109-119). Bielefeld: KT-Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39133>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

tion der Beratung, d. h. einer grundsätzlich freiwilligen Akzeptanz. Diese Interaktions- und Einflußbasis würde angegriffen, wenn der DPWV das bisher einigermmaßen ausbalancierte Verhältnis zwischen seinem Charakter als Unternehmensverband für soziale Einrichtungen und den staatlichen Anforderungen im Hinblick auf Steuerung seiner Mitglieder zum letztgenannten Aspekt hin zuspitzen würde. Die bisher vorgelegten Überlegungen zur 'paritätischen Qualitätssicherung' deuten in diese Richtung. Es bleibt abzuwarten, in welche Richtung der DPWV seine Verbandsstrategien im Hinblick auf den anstehenden zweiten Professionalisierungsschub der ehemals unkonventionellen Projekte und Träger gestaltet.

Literatur:

- Bremen, K.: Paritätische Qualitätssicherung. Vorschlag für eine Konzentration verbandlicher Ressourcen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 11-12/1992, S. 307-309
- Brückner, M. (Hrsg.): Frauen und Sozialmanagement. Freiburg 1992
- Jakubelt, G. u.a.: Beratungsansätze in Institutionen und Projekten der Jugendhilfe. München (Bayerisches Landesjugendamt) 1991
- Rauchfuß, A./ Schrader, M.: Organisationsberatung für Soziale Beschäftigungsinitiativen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 5/1991, S. 125-128
- Strehmel, P.: Organisationsberatung in Selbsthilfeorganisationen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 5/1991, S. 129/130
- Wöhrle, A.: Jugendhilfe und Management. Fortbildung und Beratung im Kontext von Personal- und Organisationsentwicklung. München 1992

2.2. Thomas Rauschenbach

Professionelle Soziale Arbeit und soziale Gerechtigkeit. Notizen zum Verhältnis von Professionellen und Laien

1. Das Dilemma ungeklärter Begriffe

Vermutlich ist der Titel »Professionelle und Laien - neue Sichtweisen eines alten Themas« nicht so ganz glücklich gewählt. Sowohl der Begriff des »Professionellen« als auch der des »Laien« sind weder in sich eindeutig geklärte Bezeichnungen noch stellen sie in ihrer Verbindung ein üblicherweise verwendetes Gegensatzpaar dar. Dies träfe schon eher für Unterscheidungen wie beispielsweise »Experte oder Laie«, »bezahlte oder unbezahlte Arbeit«, »Hauptamtliche oder Ehrenamtliche«, »Fachkräfte oder Hilfskräfte« zu.

Die Vielfalt derartiger Polarisierungen und die Uneindeutigkeit, von was denn jetzt eigentlich genau bei welchem Begriff die Rede ist, scheint mir freilich selbst schon ein Teil des hier zu verhandelnden Problems zu sein. Und deshalb ist auch ein Titel wie »Professionelle und Laien« vielleicht auch keine ganz zufällige Verlegenheitslösung. Denn bis heute haben wir keinen klaren Sprachgebrauch und keine klare Vorstellung davon, was denn mit welchem Begriff gemeint ist:

So wird der Ausdruck »Professionelle« stellenweise bis zur Unkenntlichkeit vermengt mit dem Begriff »Berufstätige«, oder zumindest mit der Bezeichnung »Fachkräfte«. In anderen Kontexten und Sprachzirkeln wiederum wird er ganz bewußt reserviert für eine besonders exklusive Qualität beruflichen Handelns, das sich selbst gewissermaßen durch eine besonders kompetente und gelungene Form an die Spitze der Hierarchie eines Berufssegmentes setzt.

Professionalität meint dort so etwas wie die »crème de la crème« eines Faches. Beide Varianten scheinen mir in sich eine gewisse Berechtigung beanspruchen zu können, wenngleich mir eine deutlichere Trennung unterschiedlicher Qualitäten fachlichen Handelns in der Sozialen Arbeit künftig unabdingbar erscheint. In den folgenden Überlegungen geht es allerdings zunächst einmal um die vergleichsweise unspektakulären Formen fachlich einschlägiger, beruflicher und bezahlter Tätigkeit in der Sozialen Arbeit. Daß diese dann zugleich auch noch möglichst gut und möglichst gelungen, fachlich und somit also »professionell« sein sollen, versteht sich von selbst.

Eine ähnliche Unbestimmtheit läßt sich für den Begriff »Laie« feststellen. Auch bei diesem kann man zurecht einwenden, daß mit den damit ausgelösten semantischen Assoziationen eine inhaltlich nicht zu rechtfertigende Abqualifizierung sämtlicher informell erworbenen und außerberuflich angewandten Fähigkeiten und Fertigkeiten verbunden ist - seien es die beeindruckenden Künste einer Freizeitmalerin, eines Hobbygeigers oder einer »Laienspielschar«, seien es die erstaunlichen Leistungen eines Amateursportlers, eines Heimwerkers oder eines Gelegenheitsfotografen oder sei es das imponierende Geschick einer Frau und Mutter, mit drei anspruchsvollen Sprößlingen klar zu kommen. Auch im begrifflichen Horizont von »Laien« muß man also zwischen Formen der Nicht-Berufstätigkeit, den Tätigkeiten ohne Ausbildung, ohne Bezahlung und ohne besondere Kompetenz unterscheiden.

2. Soziale Hilfe und Erziehung zwischen Naturwüchsigkeit und Planung

Über dieses Thema, über dieses Nebeneinander von Experten und Laien, von Ausgebildeten und Unausgebildeten, von bezahltem und unbezahltem Personal zu sprechen, setzt in der Regel voraus, für oder gegen eine Position sein zu müssen, setzt voraus, sich vorab in der Hitze des Gefechts positionieren zu müssen. Dies fällt mir aus prinzipiellen Gründen schwer, nicht, weil ich nicht von der Notwendigkeit einer ebenso anspruchsvollen wie bedarfsgerechten Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit überzeugt wäre, sondern weil wir in dieser hochkomplexen, durch und durch arbeitsteilig organisierten Gesellschaft immer noch ein gespaltenes und ungeklärtes Verhältnis zu Expertenkulturen für pädagogische und soziale Dienste haben. Noch immer geht diese Gesellschaft unterschwellig davon aus, daß eine Kultur des Sozialen letzten Endes nicht »künstlich« oder sekundär hergestellt und nicht von oben und von außen organisiert, nicht »inszeniert« werden kann, daß soziale Hilfe und Erziehung demnach zutiefst persönliche und naturwüchsige, nur auf eigener Erfahrung, subjektiver Betroffenheit und lebensweltlicher Solidarität beruhende Formen des sozialen Bedarfsausgleichs der Menschen untereinander und des freiwilligen sozialen und authentischen Engagements sind.

Die gesellschaftliche Unsicherheit, oder vielleicht besser: die fehlende Streitkultur, ob denn nun beispielsweise die private Form der Erziehung in dem kleinsten »Laienverbundsystem Elternschaft und Familie« als prinzipiell ausreichend zu betrachten sei, oder ob diese Form der Erziehung nicht bisweilen, etwas überspitzt formuliert, eher einem »Experiment an und mit lebenden Personen« gleicht - und deshalb im Falle des Scheiterns auch katastrophale Folgen nach sich ziehen kann -, scheint mir ein typischer Ausdruck hierfür zu sein. In einer Gesellschaft, in der praktisch alles gelernt werden muß, in der man nachweisen muß, daß man die Grundregeln des Autofahrens beherrscht, bevor man motorisiert auf die Menschheit losgelassen wird, in der man lernen muß, was die Wurzel aus 64 ist, wann Karl der Große gelebt hat oder auf welchem Breitengrad Deutschland liegt, bevor man als »normal beschulter

Mensch« in die Erwachsenenwelt entlassen wird - in einer derartig vielschichtig gewordenen »Gesellschaft des entgrenzten und lebenslangen Lernens« werden im Unterschied dazu Formen der sozialen Hilfe und der Erziehung zu anthropologischen Konstanten menschlichen Handelns und Vermögens erklärt. Das heißt, sie werden »naturalisiert«, in die persönliche Sittlichkeit und die individuelle Verantwortung des Einzelnen oder schicksalhaft in die Hände der scheinbar immer und irgendwie vorhandenen Ressource »Solidarität der Gemeinschaft« verlagert und damit einer rationalen Planung entzogen. Ich bin mir nicht sicher, ob und wie lange diese Gesellschaft sich dieses Verständnis noch folgenlos leisten kann; ich bin mir aber sicher, daß wir über die Vor- und Nachteile privater und öffentlicher sozialer Hilfe und Erziehung noch sehr viel gründlicher nachdenken müssen als dies bislang geschehen ist (Luhmann 1973; Gängler/Rauschenbach 1986).

3. Soziale Arbeit am Beginn ihrer Ausdifferenzierung - ein Rückblick

Versucht man sich einmal in die Lage der Sozialen Arbeit um das Jahr 1960 herum zurückzusetzen, dann könnte man vermutlich folgendes grobe Erinnerungsbild malen:

In punkto Ausbildung: Damals gab es weit und breit noch keine Fachhochschulen, und es gab auch keine Universitäten, die sich intensiver mit Sozialpädagogik/Sozialarbeit beschäftigten und entsprechendes Personal ausbildeten. Statt dessen existierte eine im Vergleich zu heute nur kleine Zahl von sozialpädagogischen Fachschulen (rund 120 gegenüber inzwischen etwa 300), Höheren Fachschulen (17 Jugendleiterinnen-Seminare) und Wohlfahrtsseminaren, an denen Kindergärtnerinnen, Heimerzieherinnen, Jugendleiterinnen und Wohlfahrtspfleger- bzw. SozialarbeiterInnen ausgebildet wurden - in einer Größenordnung, die zu dieser Zeit zusammen bei vermutlich weniger als 5.000 vor allem weiblichen Absolventen pro Jahr lag (gegenüber inzwischen jährlich weit mehr als 20.000 neu ausgebildeten Fachkräften; vgl. dazu auch Rauschenbach 1990).

In punkto Arbeitsfelder: Zu Beginn der 60er Jahre gab es nahezu keine Einrichtungen der Drogenhilfe, keine Beratungsstellen und keine Aidhilfen, keine Frauenhäuser, keine Schwangerschaftskonfliktberatung und keine Frauenbeauftragten, keine Kinderhäuser oder Kinderbeauftragten, keine Eltern-Kind-Gruppen und keine Kinderläden, keine Jugendwohngruppen, keine Kleinstheime und keine Tagesgruppen, kein Täter-Opfer-Ausgleich, keine Sozialpsychiatrie und keine offene Altenhilfe, keine Schuldnerberatung, keine Gesundheitszentren, keine Schulsozialarbeit, keine interkulturelle Sozialarbeit, keine Jugendberufshilfe, keine Jugendkulturarbeit, keine sozio-kulturellen Zentren, keine Straßensozialarbeit, keine Jugendhilfeplanung und auch so gut wie keine Jugendhilfeforschung - alles Felder, Aufgaben und Arbeitsformen, die heute zum alltäglichen Erscheinungsbild einer modernen kommunalen Sozialpolitik gehören.

In punkto Personal: Anfang der 60er Jahre wurde in den sozialen Berufen gerade mal ein Anteil von etwa 15%-20% des heutigen Personalvolumens gezählt (rund 95.000 Personen), davon schätzungsweise nur rund 30%-40% mit einer sozialpädagogischen Ausbildung, viele jedoch mit einem fachfremden, einfachen beruflichen Bildungsabschluß (Lehre) und insgesamt deutlich mehr Personen ohne jegliche berufliche Ausbildung (1970: ca. 6.000) als demgegenüber etwa Fachkräfte mit einem Hochschulabschluß (1970 waren dies nach der Volkszählung rund 1.500 Personen), der zudem in den meisten Fällen ohnehin nichts mit Sozialer Arbeit im engeren Sinne zu tun hatte (vgl. dazu Stooß/Otto 1977).

Zusammenfassend kann man also festhalten: In der ersten Hälfte der 60er Jahre gab es so gut wie kein ausdifferenziertes Angebot an Sozialer Arbeit und Jugendhilfe, keine breit gefächerte Ausbildung an Hochschulen, keine Forschung und keine systematische, wissenschaftliche Beschäftigung mit sozialen Proble-

men und Sozialer Arbeit und so gut wie kein professionelles, also fachlich einschlägiges und hochqualifiziertes Personal.

4. Soziale Arbeit und Fachlichkeit in den Ambivalenzen der Moderne

Vor diesem Hintergrund kann man indessen in einer Art Umkehrschluß, oder besser: mit Blick auf die inzwischen entstandene verzweigte, vielschichtige und bunte Landschaft der Sozialen Arbeit eine erste These aufstellen: Soziale Arbeit als Beruf war und ist ein wesentlicher Faktor, der in dieser Gesellschaft wesentlich mit dazu beigetragen hat, verborgene, vergessene, vernachlässigte und unterdrückte soziale Problembereiche und Bedarfslagen überhaupt erst einmal in das Licht der Öffentlichkeit, in den Raum der politischen Aufmerksamkeit und die fachliche Bearbeitung gerückt zu haben.

Meine Behauptung ist also, daß das sich ausdifferenzierende System sozialer Dienstleistungen und beruflich organisierter Sozialer Arbeit und Erziehung nicht nur ein zufälliges Nebenprodukt wohlfahrtsstaatlicher (Sozial-)Politik, sondern auch das Ergebnis einer zunehmenden Fachlichkeit ist, gewissermaßen einer inneren Verfachlichung und Professionalisierung der Praxis Sozialer Arbeit. Und dies mit wenigstens fünf Folgen:

-Zum einen hat dieser Prozeß einer inneren Verfachlichung entscheidend mit dazu beigetragen, daß latente Bedarfslagen und verdrängte Problembereiche in das öffentliche Bewußtsein und in den Aufmerksamkeitsbereich der Politik eingedrungen sind.

-Zum zweiten ist er mit dafür verantwortlich, daß sich neue Formen Sozialer Arbeit, neue Methoden, Konzepte und Institutionen entwickelt haben.

-Zum dritten hat er zur Folge, daß Soziale Arbeit zu einem inzwischen selbstverständlichen Bestandteil des öffentlichen Lebens und der kommunalen Sozialpolitik geworden ist.

-Zum vierten haben die Fachkräfte der Sozialen Arbeit - im Horizont einer auf Delegation und Expertenkulturen basierenden Gesellschaft - infolgedessen auch so etwas wie die öffentlich legitimierte »advokatorische Vertretung« (vgl. Brumlik 1987) von »sprachlosen« gesellschaftlichen Gruppen übernommen - seien dies Kinder, Jugendliche, Ausländer, Behinderte, Alleinerziehende, alte Menschen, Arbeitslose oder Sozialhilfeempfänger, seien dies Menschen in Not, in Bedrängnis, in schwierigen Lebenslagen, ohne »Lobby«, ohne Unterstützung, auf öffentliche Hilfe angewiesen.

-Und zum fünften schließlich sind SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen darüber hinaus bisweilen sogar zu strategischen Erzeugern von so etwas wie »inszenierten sozialen - Bewegungen« geworden, sprich: zu Auslösern von neuen Diskursen, Sichtweisen und Themen, zu wichtigen Akteuren bei der In-Gang-Setzung von neuen öffentlichen Sensibilitäten und sozialpolitischen Aktivitäten.

Allein in diesen Funktionen und Aufgaben liegt für eine »Kultur des Sozialen« im Kontext einer anonym vernetzten, komplexen Gesellschaft ein nicht zu unterschätzender Wert durch den Auf- und Ausbau einer sich entwickelnden, ausgestaltenden, sozialen Bedarfslagen besser gerecht werdenden professionellen Sozialen Arbeit.

Allerdings, und hier beginnt die Ambivalenz dieser scheinbar so ungetrübt glänzenden Medaille, kann jeder neue Arbeitsplatz, jede neu geschaffene Stelle und jeder neue Professionelle in der Sozialen Arbeit immer als ein »Erfolg« und ein »Mißerfolg« zugleich verstanden werden:

-Als ein Erfolg im Sinne der Sozialstaatsidee und der Bereitschaft, im Namen der »sozialen Gerechtigkeit« Personen dafür »freizustellen«, auszubilden und zu bezahlen, daß sie sich ver-

bindlich, qualifiziert, kompetent und umfassend auf soziale Fragen einlassen und mit den Menschen und Problemen intensiv beschäftigen können, mit denen die Gesellschaft ansonsten offenbar nicht mehr ohne Regelungsbedarf zurecht kommt, was sich in der Folge vielfach an der Benachteiligung und Ausgrenzung einzelner Menschen, Gruppen oder Milieus äußert. Daß hierfür überhaupt Menschen zur Verfügung gestellt werden, was uns mittlerweile vielfach als eine Selbstverständlichkeit erscheint, halte ich immer noch für einen humanen Fortschritt, für einen »Erfolg« in einer in ihrem Kern nicht auf Solidarität basierenden Konkurrenzgesellschaft (und zwar jenseits der berechtigten Frage nach den kontraproduktiven Folgen von wachsenden Expertensystemen).

-Als ein Mißerfolg kann jedoch jede neue Person und Fachkraft in der Sozialen Arbeit auch insoweit angesehen werden, als sie brennglasartig dokumentiert, daß die »naturwüchsigen« Ressourcen der einzelnen Menschen und ihrer »zufällig« zustandekommenden informellen Netze an sozialem Bedarfsausgleich, an zwischenmenschlicher Unterstützung, daß die Ressourcen »lebensweltliche Solidarität« offenbar nicht mehr vorhanden sind oder nicht mehr ausreichen - jedenfalls nicht für alle Menschen, nicht in allen Lebenslagen, nicht in allen Lebensphasen und nicht für alle Nöte und Sorgen der Betroffenen. Und es ist zugleich ein »Mißerfolg« für eine Gesellschaft, die sich so gern den humanen, zivilisatorischen Fortschritt in einer freien Gesellschaft ans Revers heftet und die letztlich mit jedem neuen »Fürsorger« die Spirale der Problemvermehrung, der zu bearbeitenden Risiken und Nebenwirkungen der gesellschaftlichen Modernisierung sich selbst vor Augen führen und eingestehen muß. Dies ist auch der tiefere Grund, warum SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen zwar nicht »geliebt«, jedoch immer häufiger benötigt werden (und ihre Zahl deshalb beständig wächst; vgl. Rauschenbach 1991). Vielleicht könnte man auch so sagen: Immer deutlicher wird, daß die »soziale Inflationsrate« der gesellschaftlichen Modernisierung zu hoch zu werden droht, daß latent immer wieder die Gefahr eines »sozialen fall-outs«, eines sozialen »schwarzen Freitags«, eines Börsenkrachs besteht. Und jeder Berufstätige in der Sozialen Arbeit macht dieses Risiko sichtbar, um es zugleich durch seine Arbeit wiederum zu minimieren.

Die Professionellen können sich nun ihrerseits nur schwer daran gewöhnen, diese Hypothek mitzutragen. In Selbstkritik, Selbstzweifeln und Selbstinfragestellungen nagen derartige Überlegungen an dem Selbstbewußtsein eines jeden und einer jeden aufgeklärten ExpertIn in Sachen Sozialer Arbeit und Erziehung (deshalb reden sie vielfach lieber auch über Themen wie die »Kolonialisierung der Lebenswelt«, die »Soziale Arbeit als Kontrolle«, über »Schwarze Pädagogik«, »Anti-Pädagogik« etc.). Aber dies hat auch wiederum seine positive Seite: Dies ist nämlich zusätzlich, wenn man so will, ein kompetenzförderndes »Gegengift« zur Vermeidung einer allzu teilnahmslosen Expertendistanz gegenüber den sozialen Problemen, den AdressatInnen und ihren Lebenslagen sowie den z.T. skandalisierungswürdigen Verursachungszusammenhängen. Diese Form der latenten Selbstkritik, des Selbstzweifels und der Empörung scheint mir der gemeinsame moralische Kern zu sein, gleichsam der minimale kleinste Nenner und das einigende »Schicksal« jenseits politischer und persönlicher Differenzen, das einen Großteil des Personals in der Sozialen Arbeit eint. Dies ist das Erbe und die Hypothek einer zugleich bürgerlichen wie proletarischen, einer politischen wie kirchlich-caritativen Tradition, das Erbe einer »Dialektik der Aufklärung«, und es ist zugleich der Nährboden für eine »reflexive Modernisierung«. Und diese ambivalente, selbstkritisch beobachtende Haltung wird in und mit der Fachlichkeit in Sachen Sozialer Arbeit auch erwartet, ist geradezu konstitutives Merkmal ihrer Professionalisierung.

5. Soziale Arbeit und soziale Gerechtigkeit

Aus den bisherigen Ausführungen läßt sich nun eine zweite These ableiten: Wir müssen lernen, berufliche Soziale Arbeit unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen als einen Fortschritt zu betrachten, als einen Beitrag zur organisierten Solidarität und zur sozialen Gerechtigkeit. Das heißt: Wir müssen uns daran gewöhnen, die Professionalisierung der Sozialen Arbeit auch als einen Modernisierungsfortschritt zu betrachten. Nicht ihre Existenz wäre demnach begründungsbedürftig; begründungsbedürftig wäre vielmehr die Notwendigkeit einer gesonderten Begründung. Professionelle sind Spezialisten in und für gesellschaftliche Teilbereiche in einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft. »Professionelle SozialarbeiterInnen« wären demzufolge SpezialistInnen für die soziale Lebensbewältigung in einer »Risikogesellschaft«, sie sind so etwas wie die »Garanten« eines qualifizierten Angebotes öffentlicher Sozialisationsagenturen, und sie sind hoffentlich zugleich auch gute Organisatoren pädagogischer und sozialer Dienste.

Wir können die Prozesse gesellschaftlicher Entwicklung und Modernisierung nie als reine Erfolgsgeschichte rekonstruieren, wir werden ihr aber auch nicht gerecht, wenn wir sie nur als eine Geschichte von Niederlagen und Verlust betrachten. Oder anders formuliert: Gesellschaftliche Modernisierungen haben immer ihren Preis. Dies ist bei dem hier anstehenden Thema nicht anders. Es kommt, wie so oft, auch hier auf den Standpunkt an: Wenn man es aus der Geschichte der Sozialen Arbeit und des kulturellen Umgangs mit sozialen Fragen heraus betrachtet, so erscheinen vielleicht eher die »Professionellen« als Problem; wenn man es von heute aus, also von den Angeboten, Leistungen und Verpflichtungen her betrachtet, so scheinen eher die Laien, Ehrenamtlichen, Freiwilligen, oder wie auch immer man sie bezeichnen mag, zum Problem zu werden. Oder anders formuliert: In einem Zeitalter, in dem sich Soziale Arbeit und Erziehung als berufliche Arbeit immer mehr verbreitet und durchsetzt, wird vor allem in den öffentlichen Bereichen das, was außerhalb dieser Formen geschieht, immer weniger selbstverständlich. Denn: Beruflich organisierte Soziale Arbeit stellt für das unüberschaubarere, weniger verbindlich gewordene Gemeinwesen in modernen Gesellschaften eine unverzichtbare Entlastung dar, sie verkörpert zugleich planbare Erwartbarkeit und notwendige Kontinuität.

Auch wenn es gerade ausgebildeten und berufstätigen SozialpädagogInnen noch immer schwer fällt, ihre eigene Beruflichkeit als Ausdruck und Teil einer gesellschaftlichen Modernisierung zu verstehen, in dem auch unverkennbare Fortschritte gegenüber dem »gefährlichen Dilettantismus«, den schon Alice Salomon und die Gründerfrauen der Sozialen Arbeit so scharf kritisiert hatten, liegen, so ist die Transformation des sozialen Bedarfsausgleichs in diese beruflichen Formen dennoch ein vergleichsweise alternativloses Resultat gesellschaftlicher Ausdifferenzierung und Modernisierung. Dies heißt nicht, daß alles, was ohne den staatlichen Segen einer mehr oder langen Ausbildung geschieht, prinzipiell diskreditiert werden müßte.

Aber dennoch müssen wir uns offenbar noch immer an die Selbstverständlichkeit gewöhnen, daß professionelle Arbeit zunächst heißen sollte,

- ein Mehr an zeitlicher Kontinuität - weil institutionalisierte Angebote der Sozialen Arbeit personenunabhängig organisiert werden können,
- ein Mehr an sozialer Gerechtigkeit - weil die Angebote tendenziell allen zugute kommen können,
- ein Mehr an Erwartbarkeit - weil die Angebote über Institutionen abgesichert werden,
- ein Mehr an Qualität - weil sie von auf bestimmte Tätigkeiten spezialisierten Personen angeboten werden.

Und dieses Plus an Kontinuität, Erwartbarkeit, Qualität und Verteilungsgerechtigkeit stellt insgesamt auch zugleich eine Erhöhung der sozialen Gerechtigkeit in einer Gesellschaft dar, die als allein marktregulierte - unterstützt von freiwilligen Formen der Hilfe und der Selbsthilfe - diese Gerechtigkeit nicht annähernd sicherstellen könnte.

6. Fachlichkeit oder: das Problem der fehlenden »Grenze nach unten«

Damit komme ich zu Überlegungen, die sich in einer dritten These bündeln lassen: Soziale Arbeit muß sich jenseits der Frage nach dem Verhältnis von Professionellen und Laien verstärkt mit der Frage auseinandersetzen, wie eine Grenze zwischen qualifiziertem und nicht-qualifiziertem Handeln zu ziehen ist.

Während lediglich approbierte Ärzte kranke Menschen behandeln dürfen, nur ausgebildete Juristen zum Richteramt zugelassen werden und nur staatlich examinierte LehrerInnen Kinder in der Schule unterrichten dürfen - und wir uns auch jeweils darauf verlassen, daß dieses qualifiziert geschieht -, fehlt der Sozialen Arbeit eine Grenzziehung nach unten. Denn: Die spezifische Tradition lebensweltnaher sozialer Hilfen im privaten Raum und in Formen des sozialen Ehrenamtes hat bislang dazu geführt, daß eine Grenze nach unten fast nicht mehr auszumachen ist und eine Selektion vielfach auch nicht mehr stattfindet. Die Soziale Arbeit muß sich demnach mit einem heiklen Punkt auseinandersetzen: daß nicht jedes sozialpädagogische Handeln ein fachlich ausreichend gelungenes Handeln ist.

Genau hier aber fangen nun die Schwierigkeiten mit dem »Ehrenamt« an. Und zwar fangen diese deshalb an, weil durch die Debatte um das ehrenamtliche Handeln eine qualitative Differenz zwischen dem Handeln von »Laien« und »Experten« tendenziell negiert wird. Oder anders formuliert: Es wird unterstellt, daß ehrenamtlich Handelnde mögliche Nachteile auf dem einen Gebiet durch Vorteile auf anderen Gebieten mehr oder weniger vollständig kompensieren können. Also: Erfahrung und Intuition statt Wissen; Authentizität und Echtheit statt Methode; Milieunähe und Betroffenheit statt fallbezogener, routinierter Distanz.

Ich sehe bei dieser Gleichsetzung zwei Gefahren:

a. Zum einen entsteht damit die Gefahr, die eben genannte »Grenze nach unten« völlig aus den Augen zu verlieren. »Wer will, der darf« wird infolgedessen zu einer nicht mehr hinterfragbaren Maxime ehrenamtlichen Engagements (da die Möglichkeit, freiwillig angebotene Hilfe zurückzuweisen, moralisch erschwert ist).

Am Beispiel des Autofahrens: Es mag zwar gute, mittelmäßige und schlechte AutofahrerInnen geben, aber es gibt in jedem Fall auch Menschen, die überhaupt nicht Auto fahren können, die man zumindest davon abbringen sollte, ein Auto auf der Fahrerseite zu besteigen. Diese Differenz zwischen (mittelmäßigem) »Können« und »Nicht-Können« im Bewußtsein zu halten, scheint mir unabdingbar, die sich jedoch gerade beim Thema »Professionelle und Laien in der Sozialen Arbeit« allzu rasch in undurchsichtigem Nebel verliert. Mit anderen Worten: Es kommt darauf an, bei der Arbeit in sozialen und pädagogischen Diensten - ganz allgemein gesprochen - nicht die qualitative Maxime »wer kann, der darf« als Leitdifferenz aufzugeben zugunsten der quantitativen Regel »wer will, der darf«.

b. Zum anderen scheint mir mit der unterschwelligen Polarisierung von Authentizität, Betroffenheit, Erfahrungsdichte, Milieunähe auf der einen Seite und professioneller Distanz, Wissensabhängigkeit und Methodenfetischismus auf der

anderen Seite eine Kluft aufgebaut zu werden, die bei genauerer Betrachtung in beiden Richtungen nur zum Teil einleuchtend ist:

-Weder kann ich sehen, weshalb Laien und Ehrenamtliche grundsätzlich einen Erfahrungsvorsprung haben sollen. Denn Erfahrung ist allein eine Differenz zwischen AnfängerInnen und »alten Hasen« - und die gibt es bei den Profis ebenso wie bei den Ehrenamtlichen (während implizit immer die frisch gebackene Erzieherin gegen die Gelassenheit und Klugheit einer 40jährigen Mutter von 3 Kindern gesetzt wird).

-Noch finde ich es überzeugend, daß Beruflichkeit, Fachlichkeit und Professionalität zwangsläufig zu einer Gleichgültigkeit gegenüber den Schicksalen von Betroffenen führen muß. Dies scheint mir eher die Gefahr einer allzu starken Routinisierung zu sein, die durchaus auch bei altgedienten Ehrenamtlichen (z.B. »Funktionären«) eintreten kann. Ich würde also vorschlagen, nicht nur zwischen Profis und Laien, sondern auch zwischen AnfängerInnen und Routiniers zu unterscheiden.

Aus diesen Überlegungen läßt sich nun eine weitere Konsequenz ableiten, die da heißt: Vermeidung von Fehlern bzw. von unerwünschten Nebenfolgen. Das heißt: Ich verfolge den umgekehrten Weg, und rücke zunächst nicht die Trennung zwischen bezahlt und unbezahlt, zwischen Personen mit und ohne Ausbildung, zwischen Profis und Laien ins Blickfeld, sondern suche - eher quer dazu liegend - nach einer anderen Grenze, nämlich nach demjenigen Schwellenwert, bei dem das sozialpädagogische Handeln nicht mehr nur nicht so erfolgreich und produktiv ist - also z.B. nur noch im Sinne eines pädagogischen Placebo-Effektes schlicht wirkungslos verpufft -, sondern ab dem es, umgekehrt, geradezu kontraproduktiv wird. Infolgedessen wäre es vielleicht angebracht, eine Art »Umweltverträglichkeitsnachweis«, wie er in der Ökologiedebatte zulasten der Produzenten gefordert wird, auch in sozialen und pädagogischen Diensten einzuführen, um zumindest gravierende Nebenwirkungen zu vermeiden (das hieße beispielsweise, daß auch pädagogische und soziale Dienste samt ihrer personellen Struktur verstärkt im vorhinein in ihrer Wirkung untersucht und bedacht werden müßten).

Oder positiv formuliert: Die Soziale Arbeit benötigt um ihrer eigenen Qualität und Akzeptanz willen so etwas wie eine »olympische Mindest-Qualifikationsnorm« (die freilich nicht zwingend mit einer formalen Ausbildung identisch sein muß).

Erst mit Hilfe einer gelungenen Abgrenzung nach »unten« würde somit einigermaßen seriös das zu erreichen versucht, was in der Kontroverse um das Verhältnis von Professionellen und Ehrenamtlichen als Unbehagen unterschwellig häufig mitschwingt: daß die pädagogische und soziale Arbeit von Ehrenamtlichen ebenfalls gewissen Standards genügen sollte, daß soziale Dienste also nach unten nicht bodenlos, oder besser: kriterien- und kritiklos werden - also nach dem Motto verfahren: Hauptsache, es ist genügend Personal vorhanden.

Wenn ich richtig sehe, liegt hierin möglicherweise sogar der zentrale Schlüssel, um aus den fatalen Konsequenzen eines pauschalierenden Vergleichs zwischen der pädagogischen Qualität von Müttern gegenüber Erzieherinnen herauszukommen. Wenn man sich auf der einen Seite der Skala schlechte Erzieherinnen und auf der anderen Seite gute Mütter vorstellt, macht die Berechtigung eines Vergleichs ja noch einen gewissen Sinn. Wenn man jedoch pauschal Mütter mit Erzieherinnen vergleicht, dann drängt sich in dieser Debatte unweigerlich - auch unausgesprochen - ein Vorwurf in den Vordergrund, der der beruflichen Pädagogik und Sozialen Arbeit seit jeher gewaltig zu schaffen machte: nämlich eine Dienstleistungsarbeit zu sein, die kein eigenes Gewicht, keine eigenständige Qualität und keine unverzichtbare Kompetenz enthält. Der Mythos von der Frau und Mutter als der »geborenen« oder

vermutlich präziser: der »gewordenen Erzieherin« ohne Ausbildung kann infolgedessen auch nur deshalb tendenziell mit der formal qualifizierten Fachkraft konkurrieren.

7. Sozialpädagogisches Wissen und der sozialpädagogische Blick

Mit den bisher angestellten Überlegungen können wir nun abschließend eine vierte und letzte These formulieren: Es kommt nicht allein darauf an, in der Sozialen Arbeit zu handeln, sondern auch durch Soziale Arbeit neu und neues sehen zu lernen. Hierfür wird fachliches Wissen, werden andere Deutungsmuster und wird so etwas wie ein »sozialpädagogischer Blick« benötigt. Diese These führt somit erneut auf die Frage zurück, wo sich denn nun - trotz allem - mögliche Differenzen im Innenverhältnis, also zwischen Profis und Laien, oder genauer: zwischen kompetentem und nicht-kompetentem Handeln in der Sozialen Arbeit auftun. Und hier will ich auf zwei entscheidende Punkte hinweisen. Meine Vermutung ist nämlich, daß sich sozial kompetentes Handeln u.a. grundsätzlich aus zwei Ressourcen speist, um überhaupt zu einem fachlich kompetenten Handeln zu werden: ich meine die Wissensabhängigkeit einerseits und die Beobachtungsfähigkeit andererseits. Kurz zu diesen beiden Komponenten.

a. Wir tun uns noch immer schwer mit der Annahme, daß pädagogisches und soziales Handeln wissensabhängig ist. Was für uns in anderen Bereichen des Lebens völlig selbstverständlich geworden ist, daß man ohne Wissen weder ein Auto herstellen, einen Gerichtsprozeß führen, ein Haus bauen, Bankkunden beraten oder einen Blinddarm operieren kann, ist in pädagogischen Zusammenhängen immer noch begründungsbedürftig.

Nicht der »Wissende«, sondern der »Praktiker« (als erfahrungsgesteuert oder intuitiv Handelnder) ist im Zweifelsfall gefragt. Dabei gibt es vermutlich nicht sehr viele andere gesellschaftliche Bereiche, wo sowohl die Fragen zur Entstehung von Problemen als auch zu den ambivalenten Folgen ihrer Bearbeitung so wenig eindeutig zu beantworten sind wie in der Sozialen Arbeit und Erziehung.

In einem Bild formuliert: Fachkräfte in pädagogischen und sozialen Diensten müssen vielfach mit Hilfe ganz weniger Anhaltspunkte und Indizien versuchen, wie Detektive Tathergänge (soziale Ereignisse), Entwicklungsverläufe (in der Biographie von Personen) und Ursachenzusammenhänge indirekt zu rekonstruieren, ohne daß diese Fakten, Verläufe und Bedeutungen alle irgendwie offen daliegen und sichtbar wären. Erst das Wissen über unterschiedlich mögliche Ursachen, über keineswegs lineare mögliche Prozesse der Verfestigung eines Problems, über die verschiedenen Möglichkeiten der Hilfe und Beratung, sowie erst das Wissen, daß dieses Wissen seinerseits nicht immer und in jedem Fall mit der Realität übereinstimmen muß, zeichnet professionelles Handeln aus. Ein Arzt, der kaum zuhört und bereits zu wissen glaubt, was der Patient hat, bevor dieser ihm alle Symptome genannt hat, ist nicht unbedingt der beste. Erst ein differenziert verwendbares Reservoir an gegenstands- und problembezogenen Wissensbeständen kann ermöglichen, über routinisierte und einregulierte Formen des Handelns hinauszugelangen, über den Tellerrand der ohnehin schon bekannten Fakten hinauszudeuten und sicherzustellen, daß nicht ein verengter, sozusagen unterkomplexer und zu schlichter Blick die möglichen Ursachen und Lösungen im Vorhinein aus dem Blick verliert.

b. Dies führt unmittelbar zu dem zweiten Punkt, der Beobachtungsfähigkeit. Zugespißt formuliert: Von einer qualifiziert ausgebildeten Fachkraft kann vermutlich erst dann gesprochen werden, wenn diese neben dem grundlegenden Fachwissen und dem Aufbau einer beruflichen Identität vor allem auch eine sozialpädagogische Beobachtungsfähigkeit, einen »sozial-

pädagogischen Blick« erwerben konnte. Studierende lernen vielfach nichts wichtigeres, als die Welt, vor allem die Welt des Sozialen mit neuen Augen zu sehen.

»Ich sehe was, was Du nicht siehst« - dieses beliebte Rund-um-die-Uhr-Spiel für kleinere Kinder kennzeichnet treffend die (hoffentlich) durch die Ausbildung erworbene Kompetenz von SozialpädagogInnen und die damit zutage tretende Differenz zu einem »laienhaften Handeln«, d.h. die Differenz zwischen einem zufällig zustande gekommenen »Alltagsblick« und einem systematisch geschulten »fachlichen Blick«, der letzten Endes mehr, weiteres und anderes sieht als der »gewöhnliche« Blick. Nochmals in einem Bild: Das ist wie bei einem Gemälde oder einem Musikstück, wo der ungeschulte Betrachter bzw. Hörer weder Details der Farbgestaltung und Mal-Technik noch Nuancen der instrumentalen Stimmführung oder Rhythmik wahrnimmt. Und es ist vermutlich eine ähnliche Fähigkeit, die einen guten Fußballtrainer gegenüber einem sehr guten Spieler auszeichnet: daß er nämlich mittels Beobachtung erkennen kann, wo die Schwächen des Gegners und die Fehler in den eigenen Reihen liegen, während der Spieler diese vielleicht »nur« zufällig ausnutzen kann.

Wenn unterdessen zu diesen beiden Ressourcen, die einerseits miteinander zu tun haben und andererseits natürlich immer in allen möglichen graduellen Ausprägungen vorhanden sein können, wenn dazu noch die Fähigkeit der Darstellungs- bzw. Vermittlungskompetenz hinzu käme - also nicht nur etwas zu »wissen« oder zu »sehen«, sondern es auch umsetzen zu können -, dann nähern wir uns in etwa dem, was ich idealtypisch und in qualitativer Hinsicht »Professionalität« in bezug auf pädagogische und soziale Dienste nennen würde und das sich graduell gegenüber laienhaftem Handeln abgrenzen läßt. Denn:

-alltags- und erfahrungsübersteigendes Wissen (also über die eigenen persönlichen und situativen, letztlich zufälligen Erfahrungen und Beispiele hinausweisendes Problembewußtsein) stellt sicher, daß ich nicht ohne Korrekturmöglichkeit meinen eigenen Vorurteilen erliege (reduziert also meine eigenen »blinden Flecken«);

-Beobachtungs- und Selbstbeobachtungsfähigkeit eröffnet die Möglichkeit, eigene Anteile mißglückter Interaktion von externen Einflüssen zu unterscheiden, Inhalts- und Beziehungsebene auseinanderzuhalten, Machbarkeit und Nicht-Machbarkeit von Handlungsoptionen in der Umsetzung von der Analyse in entsprechende Handlungsschritte erkennen und dabei wiederum unüberwindbare Hindernisse identifizieren zu können;

-Darstellungsfähigkeit schützt im Alltagshandeln unter Entscheidungszwang davor, nicht nur über die Ressourcen »Wissen« und »Beobachtung« zu verfügen, sondern diese auch in der praktischen Arbeit anwenden zu können.

Daß unterdessen alle drei Ebenen weder einfach da sind, noch von heute auf morgen erworben werden können, ist vermutlich nicht strittig. Deshalb stellt sich, so oder so, das Problem - des Anfangs und des Lernens. Und infolgedessen läßt sich in dieser Hinsicht eigentlich nur folgende grobe Relation formulieren: Je besser das sozialpädagogische Wissen, der sozialpädagogische Blick und die Darstellungsfähigkeit vorhanden bzw. erlernt worden sind, desto professioneller wird voraussichtlich das entsprechende Handeln sein. Und umgekehrt: Je weniger davon vorhanden ist, umso eher können wir von einem »laienhaften Handeln« mit einem erhöhten Fehlrisiko sprechen.

»Wer will, der darf«, und nicht »wer kann, der darf«, so hatte ich oben formuliert, ist vielfach immer noch die zugrundeliegende Prämisse in der Praxis Sozialer Arbeit bei einem starken Einfluß nicht-beruflicher Kräfte, in der qualifiziertes Handeln seine Konturen gegebenenfalls bis zur Unkenntlichkeit verliert. Daraus aber folgt: Erst, wenn es der Sozialen Arbeit gelingt, zu verdeutlichen, wo die Qualität und Fachlichkeit professionellen Handelns liegt, erst, wenn sie plausibel zeigen kann, daß Professionalität mehr als nur die Diplom-Urkunde einer Ausbildungsstätte ist, nur wenn sie zeigen kann, daß der »sozialpädagogische Blick« andere Aspekte eines sozialen Problems freilegt (als etwa der juristische, der medizinische oder der

psychologische Blick), erst dann wird sich ein entspanntes und in seiner Differenz produktives Verhältnis von Professionellen und Laien, von Haupt- und Ehrenamtlichen entwickeln können.

Literatur

Brumlik, M.: Ist eine advokatorische Ethik möglich? in: Rauschenbach, Th./Thiersch, H. (Hg.), Die herausgeforderte Moral. Lebensbewältigung in Erziehung und Sozialer Arbeit, Bielefeld 1987, S. 59-72.

Gängler, H./Rauschenbach, Th.: Sozialpädagogik in der Moderne - Vom Hilfe-Herrschafts-Problem zum Kolonialisierungstheorem, in: Müller, S./Otto, H.-U. (Hg.), Verstehen oder Kolonialisieren. Grundfragen pädagogischen Handelns, Bielefeld 1986, S. 169-203.

Luhmann, N.: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: Otto, H.-U./Schneider, S. (Hg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Erster Halbband, Neuwied und Berlin 1973, S. 21-43.

Luhmann, N.: Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992.

Rauschenbach, Th.: Jugendhilfe als Arbeitsmarkt. Fachschul-, Fachhochschul- und UniversitätsabsolventInnen in sozialen Berufen, in: Sachverständigenkommission Achter Jugendbericht (Hg.), Jugendhilfe - Historischer Rückblick und neuere Entwicklungen. Materialien zum Achten Jugendbericht, Bd. 1, Weinheim und München 1990, S. 225-297.

Rauschenbach, Th.: Fachkräfte in der Jugendhilfe. Bilanz einer vernachlässigten Erfolgsgeschichte, in: Wiesner, R./Zarbock, W.H. (Hg.), Das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) und seine Umsetzung in die Praxis, Köln u.a. 1991, S. 401-428.

Stoß, F./Otto, M.: Bildungs- Arbeitsplatzstrukturen im Bereich der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik, in: Kreutz, H./Landwehr, R. (Hg.), Studienführer für Sozialarbeiter/Sozialpädagogen. Ausbildung und Beruf im Sozialwesen, Neuwied und Darmstadt 1977, S. 173-195.